

Abteil und Abteilung

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aufgerüttelt hätte! Und als ob alle Pfarrer sie auf schweizerdeutsch aufzurütteln vermöchten! Und als ob Aufrüttelung, Revolution die erste und einzige Aufgabe der Predigt wäre, als ob es Erbauung, Erhebung nicht ohne Beunruhigung des Gemüts gäbe! Ob ein Kanzelredner seine Zuhörer aufzurütteln vermöge, hängt in erster Linie von ihm ab, nicht von seiner Sprache. Mancher, der es hochdeutsch kann, kann es vielleicht schweizerdeutsch noch besser; aber lange nicht jeder, der es hochdeutsch nicht kann, wird es in Mundart können. Es ist eben nicht so, wie G. erklärte: eine Mundartrede nehme man immer ernst, und deshalb spreche und höre man lieber Hochdeutsch, weil man die Predigt „ja doch nicht ernst nehme“. Seine Mundartrede wenigstens kann man auch nicht völlig ernst nehmen.

Den Unterschied zwischen Schriftsprache und Mundart erklärte G. so: Hochdeutsch ist eine intellektuelle Sprache, Schweizerdeutsch eine Gemütsprache. Das ist nicht grundfalsch, aber viel zu einfach ausgedrückt. Also die hochdeutsche Dichtung von Luthers „Fester Burg“ über Schillers „Tell“ bis zu Kellers „D mein Heimatland“, das ist alles „intellektuell“. Aber unsere Gespräche bei der Arbeit, in Fabrik, Werkstatt, Laden und Büro, das ist alles „fürs Gemüt“. Gewiß: wenn ein Fuhrmann flucht, tut er es schweizerdeutsch aus seinem Gemüt heraus, und wenn der Jasser vier Bauern weisen kann, jubelt sein Gemüt ebenso, und das Lied „Vo Luzärn uf Weggis zu“ erklingt in den Stunden der Gemütslichkeit, aber es sind denn doch nicht alle Gemütsregungen gleich wertvoll.

Die Schriftsprache soll schuld sein, meinte G., daß wir „nicht mehr“ reden können. Daß wir es früher besser konnten, hat er nicht zu beweisen versucht; denn der Hinweis auf die redegewandten Araber und Neger beweist für uns nicht viel. Er verlangte auch, daß man Anfänger in der öffentlichen Mundartrede, die natürlich noch nicht alles urchig schwyzer-tütsch sagen können, sondern noch Anleihen machen bei der Schriftsprache, eher ermutige, statt sie durch kritische Hinweise auf ihre Fehler zu entmutigen; „mit der Zeit“ werde es dann schon besser. Auch da ist etwas dran, und wir wollen annehmen, der Herr Gemeinderat Guggenbühl pflege nach jeder Sitzung seine Amtsgenossen, die gleich ihm zürüttsch gesprochen, höchstens unter vier Augen zu belehren, wie sie es eigentlich hätten sagen sollen — oder kommt es vielleicht von selber besser? Aber wenn selbst er, der jetzt seit mehreren Jahren für den öffentlichen Gebrauch der Mundart kämpft und überall mit dem Beispiel voran geht und im ganzen, wie man anerkennen muß, ein im Vergleich zu andern Mundartrednern verhältnismäßig gutes Zürichdeutsch spricht — wenn selbst er nicht auskommt ohne natur- oder sprachwidrige Anleihen bei der Schriftsprache, die doch einen ganz andern „Sprachgeist“ haben soll, wenn er z. B. von einer „grundlegende Astenandersezig“ spricht, wenn er sagen kann, der Bauer sei in der Meinung der kultivierten Leute anderer Länder ein Mann, der z. B. im Theater immer „als humoristische Figur in Erscheinung tritt“, wenn er meint, man müsse gewisse Umstände „in Berücksichtigung zieh“, wenn auch er nicht auskommt ohne die Wörter „tüüpisch“, „lanciere“ (das Schweizerische Idiotikon sei vor etwa achtzig Jahren „lanciere“ worden!), „eminent“, „antihöfisch“, „assimiliere“, „animiere“, „Problem“, „Kriterium“, „höheri Sjääre“ usw., wenn er den Ledischiffmann zum „Prototüpp“ des Zürichseebuben erklärt — diese Fremdwörter hat er ja auch nicht unmittelbar aus den fremden Sprachen gezogen (die zudem einen noch ganz andern „Sprachgeist“ haben), sondern auf dem Umweg über die hochdeutsche Schriftsprache (gegen alt-eingebürgerte Fremdwörter wie „eggüsi“, „Barabli“, „Ggel-leretkli“, „Puntenöri“ usw. sei nichts eingewendet) — da

sind doch wohl Zweifel erlaubt, ob es von selber besser werde, oder ob die Leute nicht besser täten, hochdeutsch zu sprechen, sogar der Obmann des Bundes „Schwyzertütsch“. Es ist ja meistens etwas richtig an dem, was er sagt, aber es ist oberflächlich.

Abteil und Abteilung

In der „NZZ.“ vom 28. 12. 42 (Nr. 2139) glaubte ein Einsender, unter dem Titel „Das amputierte ung“ sich über die Verdeutschung des Wortes „Coupé“ durch „Abteil“ lustig machen zu können, indem er aus einer zugestandenermaßen schon bald ein halb Jahrhundert alten „NZZ.“ eine Mitteilung und eine daran angeschlossene „ergözzliche Herzensergießung“ nachdruckt. Er hält offenbar, wie der von ihm angeführte „Germanist“, „Abteil“ für eine durch „Amputation“ der Endung =ung aus „Abteilung“ entstandene Form und will damit beweisen, was an sich ganz richtig ist, daß die heutige „Abkürzungsmanie“, die sich in Gebilden wie Landi oder LA., ELH., Uni, Gymi, Konfi äußere, schon im vorigen Jahrhundert ihre Vorläufer gehabt habe. Die „Herzensergießung“ lautete:

„Sprachverbesserung. In Deutschland ist für das Eisenbahn-coupé der amtliche Ausdruck Abteil eingeführt.“ Ein Germanist bemerkt dazu: „D, ihr Rebläuse im edlen Weingarten unserer Sprache, habt ihr denn gar keinen Vorstell von dem Verständig, den ihr da begehrt? Oder meint ihr, daß durch diesen Abkürz die Sprache in praktischem Bezieh gewinne? Nein, alles, was ihr erreicht, ist nur ein schändlicher Verwilder und greulicher Entstell unserer theuern Mutterprache, wovon euch diese paar Sätze hoffentlich wenigstens einen leisen Ahn verschafft haben!“

Seltamerweise handelt es sich bei dem inkriminierten Ausdruck „Abteil“ gerade um ein Wort, das in unserem Sprachschatz längst ganz und gar eingebürgert ist, und kaum jemand wird sich heute noch darüber Rechenschaft geben, daß es nicht nur seine Endsilbe, sondern sogar sein weibliches Geschlecht verloren hat.

Auf jeden Fall wurde des Einsenders Hoffnung auf einen „leisen Ahn“ keineswegs erfüllt, ja die inbrünstige Mahnung hat sich sogar derart katastrophal im negativen Sinne ausgewirkt, daß unser nun vermutlich im philologischen „Abteil“ des hohen Olymp weilende Germanist heller Verzweiflung anheimfallen müßte, so er von den Laten der heutigen linguistischen Rebläuse Kunde bekommen sollte.

Wir haben ihm (am 6. Jänner, Nr. 33) geantwortet:

Die Überschrift in Nr. 2139 (1942) war irreführend; denn das Wort „Abteil“ ist schwerlich durch „Amputation“ aus „Abteilung“ entstanden. Vor diesem Irrtum hätte den von Wilhelm Schultheß angeführten „Germanisten“ schon der Geschlechtswechsel bewahren sollen. Natürlich hätte man das Ding auch „Abteilung“ nennen können, wie man in manchen Fällen einen Spalt Spaltung, ein Gewand Gewandung, einen Bruch Brechung nennen kann. Das schweizerische Schriftdeutsch hat sogar eine Vorliebe für endungslose, einfach aus dem Stamm (allenfalls mit Ablaut des Wurzelfelslauts) gebildete Hauptwörter; so sagen wir Unterbruch für Unterbrechung, sogar Unterfuch für Unterfuchung. Der Germanist Alfred Göze, der Nachfolger Behaghels in Gießen und Bearbeiter von Kluges Wörterbuch, schlägt an unserm Schriftdeutsch gerade das Wort „Vorkehr“ gegenüber dem umständlicheren „Vorkehrung“. Für das heutige „Besuch“ sagte man bis nach 1700 „Besuchung“. In vielen Fällen besteht zwischen den beiden Formen ein Bedeutungsunterschied! So muß der Ehemann nach unserm Zivilgesetzbuch nur für den „Unterhalt“ und nicht auch noch für die „Unterhaltung“ von Weib und Kind sorgen, und noch größer ist der Unterschied zwischen einer Abtretung und einem Abtritt. Das einfache Wort „Teil“ ist auch nicht durch Kürzung aus „Teilung“ entstanden, sondern hat schon eine urindogermanische Wurzel; von ihr stammt das Zeitwort „teilen“, und von diesem ist „Teilung“ abgeleitet. Die Bildung „Abteil“ klingt ja schon etwas gewaltsam, aber so verständlich wie Abbild, Abgrund, Abweg, Abort, Abfchaum, Abzeichen u. a. ist sie auch. In Wörtern auf -ung haben wir ja andererseits keinen Mangel, besonders in der Bürosprache nicht. Ein bernisches Statthalteramt erließ einmal eine „Verfügung“, durch Vermittlung der Schulbehörden eine Ermahnung und Belehrung an die Bevölkerung ergehen zu lassen, damit der Ahndung wegen Verbotsübertretung vorgebeugt werden kann.“

Ein Ersatz des Wortes Coupé war berechtigt, weil dieses französische Wort in diesem Sinne gar nicht französisch ist; denn der Franzose nennt das Ding compartiment. Coupé gehört also zu jenen Wörtern, die der Deutschschweizer, oft zur Erheiterung unserer Welschen in andern Sinne verwendet als sie. So sagt er Couwert für enveloppe.

Perron für quai, Garderobe für vestiaire usw. Aber lieber falsches Französisch als richtiges Deutsch! Da er sich kaum zur Schreibung „Kupee“ entschließen könnte, darf auch er dem Oberbaurat Sarrazin, der 1886 das Wort Abteil vorschlug, dankbar sein; denn es ist für die meisten seiner Sprachgenossen verständlicher und leichter auszusprechen und zu schreiben, also demokratischer, als das falsche französische „Coupé“. Schade nur, daß sich noch kein einheitliches Geschlecht durchgesetzt hat; Kluge und Uden sagen „das Abteil“, Pauls Wörterbuch „der Abteil“. Aber das ist natürlich keine Folge der Ableitung aus dem weiblichen „Abteilung“, sondern schon das einfache „Teil“ wird männlich und sächlich behandelt: „20 Prozent sind der fünfte Teil eines Ganzen“, aber „Maria hat das gute Teil erwählt“. Dies Wort steckt abgeschwächt auch in den Bruchzahlen „Drittel, Zehntel“ usw. (das in den Schulen beliebte „Zweitel“ ist eigentlich nicht deutsch), aber auch da herrscht keine Einheit; Uden kannte diese Zahlwörter früher nur als sächlich; in der neuen Ausgabe ist für die Schweiz jetzt das männliche Geschlecht vermerkt.

Völlig recht hat Wilhelm Schulthess mit dem Spott auf die Abkürzungsfucht. Natürlich kann man mit Abkürzungen, besonders mit schriftlichen, wertvolle Zeit sparen, sehr oft ist aber nur Wichtigkeit im Spiel. Daß man auf einer Militärkanzlei Wörter wie Infanterierekrutenschule, Unteroffiziersschule und Wiederholungskurs abkürzt, ist begreiflich; wenn uns aber ein junger Bursche erklärt, er gehe jetzt dann in die „Err-Eß“ und dann in die „Lu-Do“, dann kommt es ihm sicher nicht auf Zeiterparnis an, sondern er hält das für „rassig“, „bäumig“ oder „gerissen“ — wir aber für lächerlich.

Der von W. Sch. angeführte „Germanist“ hätte wissen sollen, daß noch keine natürliche Sprache lauter Regeln ohne Ausnahmen kannte, daß man also mit dem Spott über Abweichungen von persönlichen Meinungen vorsichtig sein muß, wenn man sich nicht selber lächerlich machen will. Wenn wir den Spieß gegen ihn drehen und aus jedem „unglosen“, zu einem Zeitwort gehörenden Hauptwort eins mit dem geliebten -ung bilden wollten, könnten wir sagen (Die „NZZ.“ hat diese Stelle unserer Erwiderung weglassen):

„Der vermutlich in der philologischen Abteilung' des hohen Olymp weilende Germanist, der dem Schöpfer des Abteils' eine linguistische Backenstreichung gegeben zu haben und in der Sonnenscheinung seiner Selbstgeföhlung zufrieden den Rauchungswolken seiner Zigarre nachträumen zu dürfen glaubt, täte besser, sich der Schlafung hinzugeben, sonst könnte ihm eine Rosschweifung ins Gesicht fahren, gegen die ihn keine Gebetung schützen würde.“

Die Abdecker

Es ist ausgemacht, man kann auch sagen abgemacht, daß es mehr als eine Art von Abdeckerei gibt:

1. Einem toten Tier wird die Decke (die Haut) abgezogen; der Kadaver wird dann verscharrt, verbrannt oder ausgekocht. Der, der das tut, ist der Abdecker, unhöflich auch Schinder genannt.

2. Ein Sturm bläst Dächer von den Häusern. Sie sind nachher abgedeckt.

3. Dann kommen die Bauleute, um den Schaden gutzumachen. Sind sie fertig, so stellen sie fest, sie hätten die beschädigten Gebäude neu . . . o nein, nicht zugedeckt oder schlechthin gedeckt, sondern abgedeckt, vielleicht mit haltbarerem Baustoff. Das ist nun einmal so; wer vom Bau ist, sei es auch nur als Zeitungsschreiber in Bausachen, der hält sich an das Baumeisterlatein und weiß, daß man mit Ziegeln, Schindeln oder Dachplatten nicht deckt, sondern nur abdeckt. Es gibt einem schon einen fachlichen Anstrich, wenn man den Unfinn der Zunftsprache mitmacht.

Die Fachsimpel-Freude am „ab“ hat vor Jahren einen architektonischen Schönschreiberling sogar verführt, eine Landschaft in ihrem natürlichen Rahmen ungefähr so zu schildern: „Abgerahmt ist dieses herrliche Bild durch dunkle Bergzüge . . .“ Auf meine Frage, was er mit der Nidle gemacht habe, gab er mir nur einen länglichen Blick.

Wir sind aber mit den Abdeckern noch nicht fertig. Ich lese in der „Weltwoche“:

„Das DRW. hat zur Sicherung seiner linken Donez-Flanke eine Sperrfront errichtet, die nach dem Norden den Bahndamm . . . abdeckt.“

Gemeint ist sicher das Gegenteil: der Bahndamm soll durch die Sperrfront geschützt, also gedeckt und nicht abgedeckt werden.

Sonst müßte man im Feld in Abdeckung gehen und Deckungstruppen würden zu Abdeckern. Ist's aber nicht ohne das grauig genug? E. Schürch.

Büchertisch

Ein Gotthelf-Band für zweieinhalb Franken! Und zwar nicht etwa eine von den kleinen Erzählungen oder Kalendergeschichten, sondern einer der großen Romane, vollständig, 429 Seiten, mit einem Bildnis des Dichters und drei prächtigen bernischen Typenbildern von Anker, mit einer Einführung von Hans Bloesch und einem Verzeichnis von Worterklärungen am Schluß. Die Geschichte selbst ist ja eine der besten Gotthelfs, jedenfalls die lichteste, beglückendste; denn ihr Verfasser ist hier einmal nicht der unerbittliche Bekämpfer öffentlicher Schäden, sondern „nur“ der liebe- und verständnisvolle Seelenkünder. Worum es geht, sagt der Titel: „Geld und Geist“, und wie der Kampf zwischen den beiden ausgeht, deutet der Untertitel an: „Die Versöhnung“. Daß heute, wo Bücher so teuer geworden sind, dieses ausgezeichnete Volksbuch für diesen geringen Preis zu haben ist, das konnte natürlich nur der Verein zur Verbreitung guter Schriften (Basel) leisten, aber auch er nur mit Unterstützung der Stiftung „Pro Helvetia“ und anderer Quellen. Wenn in einem Schweizerhause diese Geschichte noch fehlt, gibt es jetzt dann keine Entschuldigung mehr.

Schweizerische Sprachforschung. Katalog einer Ausstellung der Schweizerischen Landesbibliothek, 97 S., 5 Tafeln, geh. 6 Fr. Verlag Lang & Cie., Bern.

Das ist ein Denkmal zur Erinnerung an die Ausstellung „Die Schweiz als Pflegerin der Sprachen“ in unserer Landesbibliothek im Winter 1942/3. Nach einem Vorwort von Direktor Godet bringt es die Eröffnungsrede Jabergs über die Eigenart der schweizerischen Sprachforschung: Heimatliebe und Weltweite, dann Schortas Aufsatz über die Ziele der Ortsnamenkunde in der Schweiz; zuletzt berichten noch Baumgartner und Hogenköchler über ihren Sprachatlas, lauter fesselnde Beiträge. Dazwischen steht das Verzeichnis aller ausgestellten schweizerischen Schriften zu Sprachforschung und Sprachpflege. Das wird kaum jemand der Reihe nach durchlesen; denn es sind 44 Seiten mit etwa 600 Titeln, aber wenn man auch nur darin blättert, erkennt man in der Tat unsere Heimatliebe und Weltweite. Von der allgemeinen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie geht es über alle toten und lebenden europäischen Sprachen zu den außereuropäischen und zurück zu den schweizerischen Mundarten, denen allein 16 Seiten gewidmet sind. Es fehlt weder Robert von Planta's Grammatik der oskisch-umbri-schen Dialekte noch Bruckners Sprache der Langobarden noch Senns Benennungen der Kartoffel im Litauischen und im Lettischen noch die Sprache der Tshi-Neger noch die der Tzil-Indianer noch Emil Baers „Alemannisch. Die Rettung der eidgenössischen Seele“ noch die „Neui Brattig für Schwyz-zerlüt“. Natürlich haben wir hier nicht überall die wichtigsten Werke herausgegriffen, sondern z. T. absichtlich etwas entlegene, um einen Begriff zu geben von dem ungeheuren Reichtum. Hier und da werden auch die Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins erwähnt; darin und auch sonst treffen wir die Namen ehemaliger oder noch lebender Mitglieder: Bachmann, Baumgartner, Binz, Blocher, Bruckner,